

Zeitschrift: Das Schweizerische Rote Kreuz
Herausgeber: Schweizerisches Rotes Kreuz
Band: 74 (1965)
Heft: 2

Artikel: Begegnungen zwischen den Fronten
Autor: Heudtlass, W. / E.F. / S.H.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-974819>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

BEGEGNUNGEN ZWISCHEN DEN FRONTEN

«Wenn wir nicht an der Zukunft der Menschheit verzweifeln wollen, müssen wir die Hoffnung stärken, dass die Völker der Erde den Weg zueinander wiederfinden und dabei einen tieferen und festeren Sinn für die Menschlichkeit entwickeln werden.» Dieses Wort Albert Schweitzers mag als Motto über den Erlebnissen aus den Tagen des Zweiten Weltkrieges stehen. Wir entnehmen sie der Zeitschrift des Deutschen Roten Kreuzes sowie dem im Holzner-Verlag, Kitzingen-Main, erschienenen Band «Dokumente der Menschlichkeit».

Achtung vor den Genfer Konventionen

Von Tatoi, dem grossen Flugplatz von Athen, nach Rethymon, einem der Flugplätze auf Kreta, war es nur eine knappe Flugstunde. Noch am späten Nachmittag sollte die mit den Schutzzeichen des Roten Kreuzes versehene Sanitäts-Ju 52 nach Kreta fliegen, um von dort Verwundete nach Athen zur Ueberführung in eines der grossartig eingerichteten Kriegslazarette zurückzufliegen. Als PK-Berichter für den Wehrmachtssanitätsdienst und Führer der Deutschen Rotkreuz-Berichterstaffel hatte ich Erlaubnis, den Flug mitzumachen. Pünktlich zur festgesetzten Zeit stand ich vor der Maschine, als eben die Motoren angelassen wurden. Aus dem Flughafengebäude näherte sich ein Offizier, in angemessenem Abstand ein Landser in voller Ausrüstung.

Nach einer kurzen Begrüssung meinte der Major von der Flughafenleitung: «Ich habe einen aus dem Lazarett entlassenen jungen Landser mitgebracht, der soll mit Ihnen nach Kreta fliegen.»

Ein wenig erstaunt bemerkte ich zunächst sehr ruhig und höflich, das könne doch wohl im Ernst nicht beabsichtigt sein.

«Wieso denn nicht», meinte der Major, «die Maschine ist ja ohnehin leer, und der Landser hat sich laut Marschbefehl noch heute in Kreta bei seiner Einheit zu melden.»

«Wissen Sie denn nicht, Herr Major, dass es nach den Bestimmungen der Genfer Konvention verboten ist, bewaffnete Soldaten mit Fahrzeugen gleich welcher Art, wenn sie mit dem Schutzzeichen des Roten Kreuzes versehen sind, zu befördern?»

Leicht ergrimmt, war die Stimme des Majors nun schon etwas lauter: «Ueber die Beförderung von mit ordentlichen Papieren der Kommandantur versehenen Soldaten haben Sie doch nicht zu befürchten, zumal Sie selbst doch bei diesem Flug nur Gast sind. Und im übrigen scheinen Sie ganz zu übersehen, dass wir an allen Ecken und Enden zu sparen haben, sei es Personal oder Kraftstoff. Wir können uns den Luxus nicht leisten, für jeden, der nach Kreta muss, eine Maschine zu stellen. Wo kommen wir da hin!»

«Herr Major», erwiderte ich, «ich möchte annehmen, dass Sie die Gültigkeit der Genfer Konvention auf jeden Fall für Ihre Kameraden erwarten, die drüben in Afrika kämpfen. Also vielleicht auch für den einen Soldaten, der drüben unbemerkt bei den Gurkha in Gefangenschaft geraten ist. So erwarte ich auch nichts anderes, als dass hier, in diesem Einzelfall, die Genfer Konvention beachtet wird. Wenn Sie darauf bestehen, verzichte ich auf den Flug. Sie können von mir als Träger des Rotkreuzzeichens nicht erwarten, dass ich eine solche Verletzung des Völkerrechts mitmache. Im übrigen, so leid es mir tut, werde ich dann in Berlin nach meiner Rückkehr eine entsprechende Meldung machen.»

«Wissen Sie eigentlich», erregte sich der Major noch ein wenig mehr, «wie Sie mit einer solchen Einstellung — es handelt sich doch nur um einen einzigen Mann — unserer Kriegführung schaden? Auch geschieht hier in diesem Raum so viel Unrecht von der anderen Seite, dass es auf eines mehr oder weniger nicht mehr ankommt.»

Die Peinlichkeit der Unterhaltung war angesichts des jungen Landsers kaum noch zu überbieten.

«Sind Sie schon einmal geflogen?» fragte ich den Jungen. «Nein, noch niemals, zu Hause ist mir in der Luftschaukel immer schlecht geworden, wenn ich es wieder versucht habe.»

«Nun, das können wir dann nicht riskieren», schaltete sich der Major ein, «zumal Sie eben aus dem Lazarett entlassen worden sind, wer weiss, was der Flug für Sie für Folgen haben kann. Gehen Sie in die Flughafenkommandantur zurück, Sie erhalten dort einen neuen Marschbefehl für eine Schiffsüberfahrt.» Der Landser machte kehrt. Ich nahm die Hand an die Mütze und sagte zum Abschied: «Ich danke Ihnen, Herr Major», und «Ich wünsche Ihnen einen guten Flug und gute Rückkehr», klang es nun schon wieder freundlicher zurück.

W. Heudtlass

Zwei russische Krankenschwestern

Mai 1942. Nordabschnitt Russland bei Salutschje . . .
Nur etwa 300 Meter entfernt liegt uns der Russe gegen-

über. Vorerst gelingt es ihm nicht, durchzubrechen, aber Ausfälle an Verwundeten sind eine tägliche Erscheinung. Eines Tages komme auch ich mit einigen anderen Kameraden zu dem etwa sechs Kilometer weiter rückwärts liegenden Hauptverbandplatz. Viel Personal steht nicht zur Verfügung, ein deutscher Arzt und zwei Sanitäter. Doch neben diesen arbeiten zwei russische Mädchen, vielleicht fünfundzwanzig Jahre alt. Die Sicherheit, mit der sie alle notwendigen Handreichungen erledigen, legt die Vermutung nahe, es könne sich um ehemalige Medizinstudentinnen handeln. Unermüdlich teilen sie sich Tag und Nacht in den Dienst, pflegen und betreuen die Verwundeten, finden freundliche Worte, wo nötig, Worte des Trostes. Und alles geschieht mit einer selbstverständlichen Hilfsbereitschaft im Dienst der Nächstenliebe, als hätten sie nie anderes getan. Nach einigen Tagen

dem deutschen Arzt zur Verfügung. Das anfängliche Misstrauen des deutschen Arztes finden sie nicht ungewöhnlich, doch kann es sie nicht davon abbringen, einzig und allein der Menschlichkeit, der Nächstenliebe zu dienen. Auf meine begreifliche Frage, was wohl später sein werde, kommt die verblüffend klare Antwort: «Das Später wissen wir nicht, und es interessiert uns auch nicht. Das Jetzt gebietet uns, die uns gestellte Aufgabe zu erfüllen.»

Das ist sinngemäss der Inhalt des kurzen Gespräches in knappen, nüchternen Worten und doch so vielsagend in Angleichung an das weltweite Problem der Menschlichkeit im Sinne eines Henry Dunant.

Nur zwei sind es gewesen, die ich kennenlernen durfte, vielleicht waren ihrer mehr in dem weiten Russland. Wer kann es wissen? Was aus ihnen geworden ist, habe ich nie erfahren. Doch eines ist geblieben,



kommt schliesslich ein Gespräch zustande. Ihr Deutsch ist weitaus besser als unser bisschen Russisch, und wir erfahren eine ganz einfache Geschichte.

Beide haben sich der Krankenpflege verschrieben, ihre Kurse und Prüfungen abgelegt. Der Ort unweit Demjansk ist ihr Heimatort, und sie sind mit all den anderen Zivilisten eben dort geblieben. Genauso aber, wie sie ihre Bereitschaft zu helfen den eigenen Leuten angedeihen lassen, stellen sie sich nach Errichtung des Hauptverbandplatzes sofort freiwillig zur Hilfeleistung

die Erinnerung an eine Oase friedlichen Wirkens zweier Menschen im Sinne echter Nächstenliebe inmitten allen Kriegsgeschehens. E. F.

Das Wunder von Metz

Es war im Oktober 1944, als wir mit unseren 2-cm-Fla-Geschützen auf einem Eisenbahndamm vor Metz lagen und einen Angriff der Amerikaner erwarteten.



R Wynn

Ueber uns hing die Oberleitung der elektrifizierten Bahnstrecke, deren Woher und Wohin wir nicht kannten. Da ein Eingraben in die Schotterdecke des Eisenbahndammes nicht möglich war, befanden wir uns in denkbar ungünstigen, völlig ungedeckten Stellungen. Wir waren uns klar, in welche gefährliche Situation wir bei einem Angriff der Amerikaner geraten mussten. Bange Sorge erfüllte uns alle. Auch die hereinbrechende Nacht machte uns nicht frei davon.

Hinter uns, in einer Entfernung von ungefähr hundert Metern, hatten sich in einem sanft ansteigenden Hang Schüler einer Offiziersschule mit schweren Flakgeschützen eingenistet, zu deren Sicherung wir eingesetzt waren, da Infanteriekräfte für unseren Abschnitt nicht zur Verfügung standen. Man hörte die jungen Offiziersanwärter sprechen; sie hockten in unmittelbarer Nähe ihrer Geschütze. Hie und da glimmte ein schwaches Licht auf, das vielleicht von einer Zigarette oder einem Zündholz herrühren mochte.

An Schlaf war nicht zu denken. Gespannt beobachteten wir das Vorfeld und lauschten in die tief-schwarze Nacht, um vielleicht von drüben ein Geräusch zu hören. Aber über allem war eine unwirkliche Stille. Nichts rührte sich in der vor uns liegenden Senke. Langsam dämmerte der neue Tag heran. Man musste mit einem baldigen Angriff der Amerikaner rechnen.

Und tatsächlich — man hört bereits starkes Motorengeräusch, das nur von schweren Panzern herrühren kann. Kurz darauf sind auch schon die heranahenden stählernen Ungetüme im ersten Licht des Tages zu erkennen. Zu unserer Verwunderung nähern sie sich unseren Stellungen in «Marschkolonnen» — einer dicht neben dem anderen in mehreren Reihen. Anscheinend erwarten sie keine Gegenwehr.

So bieten sie mit ihrer Masse ein lohnendes Ziel für unsere schwere Flak, die hinter uns zu bellern beginnt und die Panzer, als sie auf ungefähr zweihundert Meter herangekommen sind, mit vernichtendem Feuer eindeckt. Natürlich beteiligen auch wir auf dem Bahndamm uns mit weit schwächeren Waffen an dem Abwehrkampf. Die Wirkung unserer kleinkalibrigen Geschosse auf die dickwandigen Panzer ist gleich Null. Das Feuer der schweren Flakgeschütze dagegen räumt unter den immer näherkommenden Panzern gewaltig auf. Ungefähr zehn von den fünfundzwanzig Stahlriesen mögen wohl auf der Strecke geblieben sein und fangen an zu brennen. Die noch einsatzfähigen Panzer erwidern das Flakfeuer mit ihren schwerkalibrigen Geschützen. So hält auch auf unserer Seite der Tod eine grausige Ernte.

Gross ist die Zahl der Verwundeten, denen bei dem schweren Artilleriefeuer im Augenblick nicht zu helfen ist. Auch die in den brennenden Panzern verbliebenen Mannschaften sind dem Verderben preisgegeben, sofern sie nicht noch in letzter Minute herauspringen oder von ihren Kameraden gerettet werden.

Nachdem wir auf dem Eisenbahndamm unsere Munition verschossen haben, liegen wir langgestreckt auf dem Schotter, an den wir uns förmlich pressen, um dem Feuer der Panzer zu entgehen, das über uns hinwegfetzt. Wann und wie wird das alles enden, fragen wir uns, die wir noch nicht ein Opfer dieses Kampfes geworden sind. Werden wir davonkommen? Jeder von uns ersehnt mit heissem Herzen ein Ende der Schlacht. Ja, fast hofft man auf ein Wunder, das dieser Hölle ein Ende bereite.

Und das Wunder geschieht! Jäh bricht das Feuer auf beiden Seiten ab. Plötzlich ist eine fast unheimliche Stille eingetreten. Was ist geschehen? Die noch einsatzfähigen Panzer haben abgedreht, und wir erblicken in ungefähr dreihundert Metern Entfernung zwei amerikanische «Sankas», die den gegenüberliegenden Hang herunterkommen. Auf ihren Breitseiten leuchtet in der ersten Morgensonne das Rote Kreuz auf weissem Grund.

Auch bei uns weht jetzt an einem zerfetzten Strassenbaum eine Rotkreuzfahne, Sanitätswagen fahren heran. Auf beiden Seiten können nun die Verwundeten versorgt und abtransportiert werden.

Und wir, die wir heil davongekommen sind, atmen in der Kampfpause erleichtert auf. Wenn wir uns auch auf die nächsten Kampfhandlungen vorbereiten müssen, bleibt doch noch genug Zeit, sich über den nun glücklich bestandenen Abwehrkampf zu unterhalten. Dabei wird dankbar der unschätzbare Wert der Genfer Konventionen bestätigt, die allein Hilfe und Schutz für die Verwundeten auf den Schlachtfeldern gewährleisten.
S. H.

Auf der Flucht

Am 15. Januar 1945 musste ich mit meinen damals drei kleinen Kindern im Alter von neun, vier und drei Jahren aus Bergstadt in Oberschlesien, meiner Heimat, flüchten. Da die Strecke über Breslau schon abgeschnitten war, nahm uns ein Treckschlitten in Neustadt auf, den ein französischer Kriegsgefangener führte. Es herrschte damals zwanzig Grad Kälte. Mein Neunjähriger lief hinter dem Schlitten her, da er vor Kälte nicht mehr sitzen konnte. Unter einer dünnen Wolldecke lag mein damals Dreijähriger halb erstarrt. Da wickelte sich der französische Kriegsgefangene seine Wolldecke von den Füßen, warf sie mir zu und sagte: «Da, Kind gut einwickeln, sonst erfrieren.» Ich bin ihm heute noch für diese Tat dankbar.
H. R.

Ein barmherziger Samariter

... Es war schon dunkel, als wir in Pisek ankamen. Der Zug musste geräumt werden und alles, was nach Prag wollte, stand vor einem verschlossenen Bahnhof. Es regnete sehr. Hilf- und ratlos stand ich da (ich kam gerade nach schwerer Diphtherie aus dem Krankenhaus Budweis), als mich plötzlich ein Helfer, ein

Tscheche, bei der Hand nahm und mich wieder in den Zug hereinzog. An der anderen Seite ging es wieder hinaus und dann wieder in einen anderen Zug mit D-Zug-Wagen hinein. Es war inzwischen stockfinster geworden. Ich schaffte alles nur noch mit letzter Kraftanstrengung. Mein Helfer liess mich in einer dunklen Ecke stehen und ging voraus. Nach einer langen Weile war er endlich wieder da und flüsterte mir zu: «Kommen Sie.» Vertrauensvoll, wie einem guten Freunde, folgte ich ihm. In einem Abteil, in dem ich drei Schatten sitzen sah, wurde ich auf eine Bank gedrückt, mein Beschützer ging hinaus. Es wäre ja auch für ihn zu gefährlich gewesen, mit einer Deutschen zusammen gesehen zu werden. Plötzlich wurde es unruhig umher, man hörte Türen auf- und zuschlagen; das Wort «Kontrolle» fiel. Mir blieb fast das Herz stehen; auch das noch!

Im Licht einer Taschenlampe sah ich einen tschechischen und einen amerikanischen Uniformierten. Sie rissen die Tür auf und fragten, ob nur Tschechen anwesend seien. Die Anwesenden bejahten es, ich schwieg, innerlich aufs Aeusserste gespannt, und . . . sie gingen weiter. Mein Herz klopfte wild bis zum Halse hinauf.

Auf einer kleinen, schwach erhellten Bahnstation blieb der Zug stehen, und sämtliche Mitreisenden stiegen aus, ich blieb allein. Was nun? Wo sind wir? Soll ich auch aussteigen? Da kam mein Helfer und sagte: «Der Zug steht hier bis zur Weiterfahrt um vier Uhr früh, wir bleiben hier.» Er holte Brot hervor und schnitt mir im Dunkeln ein riesengrosses Stück ab, dann drückte er mir ein Glas mit Schmalz und sein Messer in die Hand und sagte: «Nun essen Sie aber tüchtig.» Dann musste ich mich auf die Bank legen, wurde liebevoll mit seinem Mantel zugedeckt und konnte schlafen. Dem Herrgott aus tiefstem Herzen dankbar, ruhte ich meine, ach so müden Glieder aus und schöpfte neue Kraft für den nächsten Tag. Früh verschwand mein Begleiter noch einmal und kam dann mit einer Tasse herrlich warmen, süssen Kaffees zurück. Das erste Getränk seit zwanzig Stunden, tat das gut! Dann verabschiedete er sich.

Dieses Erlebnis hat mich viel darüber nachdenken lassen, wie es wohl in den Herzen der Menschen, die einem feindlichen Staat angehörten, aussehen möge, und ich kam zu dem Ergebnis, dass in jedem Volke ein guter Kern steckt, jedes will in Ruhe und Frieden leben und arbeiten. Die ganze Welt hat Sehnsucht nach Frieden. Herrgott, für Menschen ist es zu schwer, einen Weltfrieden zu schaffen, sprich Du zu dieser Sehnsucht Dein «Ja», lasse in die Herzen Ruhe einkehren, damit aus dem Frieden der Seelen ein «Frieden auf Erden» werde.

Zwanzig Jahre später

Ein Mensch ist ein Mensch, welche Uniform er auch tragen mag. Stets kommt einmal der Augenblick, da er's zeigen wird, ohne etwas dabei zu gewinnen,

ohne etwas dafür zu verlangen. Einfach so, weil er ein Mensch ist! Von diesen sehr schlichten, sehr «menschlichen», sehr christlichen Grundbegriffen muss er freilich tief überzeugt sein, er, das heisst, Natalino Colligiani, ein Florentiner, der sein Leben der Opfergesinnung verdankt, die vor zwanzig Jahren zwei «Feinde», ein Partisan und ein Deutscher, gemeinsam bekundeten. Jener, Sergio Mariani, lebt heute in Lucca, der andere ist im Verlauf der Ströme verschwunden, die Europa während der schweren Jahre durcheinanderwirbelten.

Natalino und Sergio kannten einander nicht. Sie hatten sich zusammen in der Schar junger und alter Leute befunden, die die Deutschen in Gragnano, dort wo der Apennin nach Prato zu abfällt, zusammengetrieben hatten. Nicht einmal gesprochen hatten sie miteinander, versunken wie die anderen in düsterer Sorge, während sie unter den drohenden deutschen Gewehren den Hügel bergan stiegen. Sie sollten bei Acquarino einen Hügel in etwa tausend Metern Höhe von Bäumen «reinigen». Sie arbeiteten widerwillig. Sie waren sich dessen bewusst, dass Widerstand oder, schlimmer noch, Auflehnung ein Blutbad in dem Dorf bedeutet haben würde. Ein einziger versuchte die Flucht: Natalino, den sie auf der Strasse gefangen hatten und der weder in der Gruppe noch im Dorf Freunde oder Verwandte hatte, einer, der alles auf eine Karte setzte. Achtzehn Jahre war er alt. Man schrieb den 23. Juli 1944.

Er versteckte sich hinter einem Baum. Dann, von Baum zu Baum, von Gebüsch zu Gebüsch, ein Sprung nach dem anderen, so gelang es ihm, aus dem Gesichtskreis der deutschen Posten zu kommen. Und nun in gebücktem Lauf vorwärts, keuchend, mit dem Mut der Verzweiflung talwärts, der Freiheit entgegen. Als die Deutschen es merkten, war Natalino Colligiani bereits am Fusse des Hügels. Plötzlich befand er sich vor Stacheldraht. Er gewahrte es erst im letzten Augenblick. Und da er nicht aus der Gegend stammte, wusste er nicht, dass dieser Draht ein unterminiertes Gebiet, ein Feld des Todes, abgrenzte. Er setzte, mit Schwung Anlauf nehmend, hinüber und dann hinunter, kopfüber, der Talsohle zu, ohne sich umzudrehen. Fünf, zehn, fünfzehn Schritt. Dort war das Gras gemäht, und es lief sich besser.

Von dem Hügel aus sah und hörte die Gruppe deutlich, was vor sich ging. Zunächst das rote Blendlicht der Feuerflamme, dann das Schwarz der Erde, die sich, vermischt mit dem Blau des Rauchs, wie der Strahl einer Fontäne aufbäumte, schliesslich der Knall, ein dumpfer, nur durch die Entfernung abgeschwächter Schlag. Alle rannten zusammen nach unten, ohne ein Wort zu reden, Italiener und Deutsche, Gefangene und Wachen. Da waren sie am Stacheldraht, vor dem Felde des Todes. Natalino lag etwa fünfzehn Meter entfernt. Er schaute gen Himmel, und mit einem langen, herzerreissenden Schrei rief er nach seiner Mutter. Er lag auf dem Rücken, und sie sahen ihn von unten, von den Füßen her, nur dass Natalino Colli-

giani anstelle der Beine eine blutende Masse aus Fleisch und Erde hatte. Sie schauten ihn an und schwiegen.

Ein Deutscher trat aus der Gruppe heraus. Es war ein Wachtmeister, ein älterer Mann. Er entfernte sich, ging am Felddrain entlang, und alle hörten deutlich, wie sein Gewehrschloss ein Geschoss in den Lauf trieb. Er machte zehn Schritte, drehte sich dann um und hatte den Verwundeten vor sich. Er konnte ihm auf den Kopf sehen. Müde wirkte er, als er nun das Gewehr hob, um zu zielen.

Da war's, als ob sich Sergio Mariani aus der Betäubung wachrüttelte, in die er in dem Augenblick verfallen war, da er die Mine in die Luft hatte gehen sehen. Man tötet keinen Menschen! Ein Mensch ist heilig, ist unwiederholbar, und der Tod ist das einzige im Leben eines Menschen, das keine Berichtigungen und kein nachträgliches Ueberdenken zulässt. Er machte sich Platz und brüllte mit aller Kraft, die die Stimme nur hergab: «Nein, nein!» Dazu fuchtelte er mit den Händen und rannte los. Dann erreichte er den Deutschen und packte dessen gegen Natalino gerichteten Gewehrlauf. Sie schauten sich in die Augen. Sergio Mariani war der einzige in der Gruppe, der die deutsche Sprache beherrschte. Er war Student der Medizin an der Universität Pisa im vierten Semester. Nach dem September 1943 hatte er der ersten Partisanengruppe der Lucchesia angehört. Nun sprach er mit dem Deutschen in dessen Sprache.

Nein, dieser Wachtmeister und ältere Mann, der müde zu sein schien, wollte nicht töten, um zu strafen, wollte dem Verwundeten nur weitere Leiden ersparen, ihn für immer zum Schweigen bringen, um nicht mehr jenes dem Himmel entgegengehauchte «mamma» zu hören, das mehr als ein Peitschenschlag schmerzte.

Nicht strafen wollte er, nur «erlösen». Denn bis dorthin, bis zu dem armen, gefolterten Körper inmitten des verminten Feldes hin, würde doch niemand, es sei denn unter Lebensgefahr, gelangen. Deshalb schien ihm in diesem Augenblick eine Kugel in den Kopf die «menschlichste» Lösung.

Sergio Mariani redete auf den Deutschen ein. Dann schwang er sich mit einem Sprung über den Stacheldraht und ging auf den Verletzten zu. Ganz langsam ging er, aber sicher. Er ging, ohne zu laufen, aber ohne zu zögern. Dann erreichte er Natalino und kniete neben ihm nieder. Er riss ihm das Hemd herunter und machte den Versuch, die grauenhafte Wunde zu verbinden, die an die Stelle der Beine getreten war. Er löste seinen Hosengürtel und versuchte, den Blutstrom einzudämmen.

Dann drehte er sich um, und da sah er ihn. Der Deutsche, der Feind, war ihm nachgegangen, auf das Feld des Todes, hatte sein Gewehr auf dem Rasen zurückgelassen und bot nun auch seine Hände, um jenen Unbekannten zu retten.

In bestimmten Augenblicken bedeuten Worte nichts. Sergio und der Deutsche sagten einander deshalb auch kein Wort. Noch zwei oder drei andere Freiwillige kamen in den Höllenkreis herein, unter ihnen Beppe Paoletti. Mit Zweigen und Jacken fertigten sie notdürftig eine Bahre. Darauf betteten sie den Verwundeten und trugen ihn behutsam aus dem Minenfeld, erst bis zur Strasse, dann auf einen Wagen und fuhren ihn zum nächsten Krankenhaus.

Natalino Colligiani ist mit dem Leben davongekommen. Die Mine hat ihn an den unteren Gliedmassen schwer verstümmelt. Darum aber liebt er das Leben nicht weniger und haben ihn nicht weniger lieb seine Frau und sein kleines Töchterchen. Nach Kriegsende kehrte er nach Lucca zurück, um den Medizinstudenten zu suchen, der ihm das Leben rettete. Erst kürzlich fand er ihn, konnte ihn umarmen und ihm, ganz schlicht, «danke» sagen.

Unbekannt bleibt nur mehr der Deutsche. Jetzt sind sie zu zweit auf der Suche nach ihm, Natalino und Sergio; denn zusammen wollen sie ihm die Hand drücken und ihm «danke» sagen. Denn auch er war, wiewohl er die Uniform des Feindes trug, ein Mensch.

L. C.

ZUM TAG DER KRANKEN

Am 7. März 1965

Fünfundzwanzig Jahre sind vergangen, seit die Waadtländer Aerztin Dr. Marthe Nicati erstmals einen Appell an die Öffentlichkeit richtete, einen Tag im Jahr den Kranken zu widmen und ihrer besonders zu gedenken. Es geht nicht in erster Linie darum, aus diesem Anlass einen Kranken zu verwöhnen, ihm alle möglichen leiblichen Wünsche zu erfüllen; viel wertvoller ist es, dass wir uns ernsthaft in die geistige Lage des Kranken versetzen. Es ist etwas vom schwierigsten, dass jemand seine Krankheit im richtigen Sinne annehme — nicht mit billigem Optimismus, der eine Flucht aus der Wirklichkeit ist, nicht mit einem sich selbst und die Umgebung quälenden Schuldbewusstsein, nicht mit willensloser, unfruchtbarer Ergebnislosigkeit. Der Sinn der Krankheit kann nicht der sein, den Menschen zu zerstören, sondern liegt darin, ihn zu etwas Neuem zu führen, körperlich oder seelisch. Einem Patienten zu helfen, in ein wahrhaftiges, positives Verhältnis zu seiner Krankheit zu gelangen, ist das Beste, das wir ihm geben können. Die Auseinandersetzung mit fremdem Leiden wird uns Gewinn bringen.